

Die geschichtliche Besiedelung der Fränk. Schweiz

Von Peter Schneider

„Fränkische Schweiz“ ist ein seit mehr als hundert Jahren gebräuchlicher Name für jenen Teil des Fränkischen Jura, den das Volk einst — so wie vielfach noch heute — „Gebürg“ (volksmundartlich: „Weberg“) nannte; auch ein Teil der fränkischen Ritterschaft war in dem „Kanton auf dem Gebürg“ zusammengeschlossen. Da man sich in neuerer Zeit an dem Vergleich mit der wirklichen Schweiz stieß, das keltische Wort „Jura“ aber über die Kreise der Geologen und Geographen hinaus keine rechte Volkstümlichkeit erlangt hat und sie wohl auch nicht erlangen wird, hat man nach anderen Bezeichnungen gesucht. Ehr. Bed. schlug gelegentlich einmal den Namen „Wiesental“ vor, der aber aus naheliegenden Gründen keine Aussicht auf Annahme haben konnte; ich selbst nannte die Gegend in einer gemeinsamen Überschrift für einige Gedichte „Das Steinerne Land“, ohne natürlich den Anspruch zu erheben, daß man sich dieser Benennung anschließen solle. Seit Jahren ist die Bezeichnung „Fränkische Alb“ im Umlauf; damit soll, im Anschluß an die längst so genannte „Schwäbische Alb“, eben der fränkische Teil des Jura — diesseits des Ries — bezeichnet werden, und geologisch-mineralogische Begriffe wie „Alb-Erze“, „Alb-Überdeckung“ usw. fügen eine solche Benennung. Aber dieser an sich ganz hübsche Name hat das Mißliche, daß damit auch die südlichen Teile des Fränkischen Jura bezeichnet sind, so daß doch wieder für den nördlichen, von der Pegnitz bis zum Obermain, ein eigener Name notwendig ist, und zwar deshalb, weil dieser nördliche Teil in seiner Eigenart und überragenden Schönheit alle übrigen Teile des Jura hinter sich läßt. So gibt es denn neben einem „Fränkischen Alb-Berein“ nicht mit Unrecht auch einen „Fränkischen Schweiz-Berein“, der seinen Sitz in Ebermannstadt hat, wie jener in Nürnberg. Ich schlage daher vor, daß man es bei der nun auch schon geschichtlich gewordenen Bezeichnung „Fränkische Schweiz“ belassen möge.

Diese fränkische Schweiz ist ein Gebiet merkwürdiger völkischer und stammlicher Übersichtung und Durchdringung. Neuere Forschungen und Funde haben gezeigt, daß schon in der Steinzeit Jagdnomaden der Grenzgebiete für längere oder kürzere Zeit in die Täler vorgeedrungen sind und in den Höhlen gehaust haben. Daß der Blutstrom selbst dieser vorgeschichtlichen Menschen noch nicht ganz versiegt ist, zeigen in Oberfranken hier und da auftauchende Schädel und Gesichtszüge von merkwürdig altertümlichem Ausdruck (vgl. z. B. den oberfränkischen Bauernkopf in Günther, Rassenkunde des Deutschen Volkes, 15. Aufl., S. 312). Auch die Art, wie noch die heutigen Bewohner des Gebietes sich gewissermaßen ohne jede Scheu zwischen und in die Felsen hineinbauen (Lüchersfeld! Giltvotstein!), möchte schließen lassen, daß sie in ihrem heutigen seelischen Aufbau zum Teil nicht viel anders sein werden als die alten Höhlenbewohner, die „Troglothyten“, die auch in ihrer Ahnentafel stehen. Aber es vergingen noch der jüngeren Steinzeit noch viele, viele Jahrhunderte, bis es zu einer dichten, planmäßigen Besiedelung des Gebietes kam; die geschichtliche, d. h. durch schriftliche Nachrichten bekundete Besiedelung

des Gebietes, die durch Orts-, Fluß- und Flurnamen gestützt wird, fällt erst in die fränkische Zeit Deutschlands.

Aber die Kelten! Wie steht es mit diesen? Immer wieder wird man nach diesem Volk gefragt, das der Träger der La-Tène-Kultur (in der zweiten Hälfte des 1. Jahrtausends vor Chr.) gewesen ist. Hier ist eine doppelte Frage zu stellen: 1. Haben Kelten in Franken und in der Fränkischen Schweiz gelebt? 2. Fließt keltisches Blut noch in der heutigen Bevölkerung? Es ist klar, daß die Bejahung der ersten Frage noch keineswegs auch die Bejahung der zweiten in sich schließt. Ja, Kelten haben einst in Franken gelebt. Zeugnisse dafür sind *Namen*; im Jura gehören z. B. *Leinleiter*), *Wiesent*(?), *Giesch* hierher; dann ein in seiner Art großartiges *Festungsnetz*, von den Kelten z. T. schon übernommen und nur ausgebaut, z. T. neu angelegt; zu den Höhenburgen dieser Art gehören ebenso die Ringwälle der *Steinsburg* bei *Römhild* (vgl. *Werkblatt des Frankenbundes 1930 S. 108 ff.*) wie die *Wälle des Staffelbergs* und der *Ehrenbürg* (*Walberla*) am Eingang in die Fränkische Schweiz; endlich *Grab- und sonstige Funde*. Man sieht schon, daß es sich bei der keltischen Besiedlung der fränkischen Schweiz um den Westrand und einen Teil der west-östlichen Täler handelt; die fruchtbarere Ackererde des *Bias* (des schwarzen Jura) spendete auch den Kelten die Nahrung. *Stammesnamen* dieser „fränkischen“ Kelten wissen wir nicht sicher; es kommen *Bojer* und auch *Helvetier* in Betracht.

Fließt aber heute noch keltisches Blut in unserem Land? Es ist merkwürdig, wie gern man *Keltenlöpfe* hier und dort entdecken möchte; dabei herrscht aber über das Aussehen dieser Leute keineswegs Klarheit. Wir sind in der glücklichen Lage, uns von den vorchristlichen Kelten ein gutes Bild machen zu können, weil uns *Bildwerke griechischer Künstler* erhalten sind, die Kelten (*Galater*) darstellen; vgl. z. B. den „*Herbenden Gallier*“. Diese *Bildwerke* zeigen, in Übereinstimmung mit *Zeugnissen* aus dem *Altertum*, einen durchaus *nordischen*, den *Germanen* nah verwandten *Menschenschlag*. Falls daher bei uns zu Lande noch der eine oder andere *Mensch „keltisches“* Aussehen zeigen sollte, könnte man ihn wohl kaum von einem „*Germanen*“ unterscheiden. Es ist aber sehr fraglich, ob wir mit *nennenswerten Resten* des echten *Keltentums* bei uns überhaupt rechnen dürfen. Die *Kelten* sind, das zeigt z. B. die *Geschichte* des wichtigsten *Denkmals*, der *Steinsburg*, dem *Druck* der *Germanen* *ausgewichen* (vgl. den *Abzug* der *Helvetier* aus *Süddeutschland* nach der *Schweiz*); was in einem solchen Fall *zurückgelassen* wird oder *zurückbleibt*, das sind höchstens die *Knechte*, die dann den *Germanen* wechsell und dessen *Sprache* annehmen. Diese *Tatsache*, eine *Grundtatsache* aller *Rassengeschichte*, hat *Schillers Dichterschau* bewundernswert richtig erkannt; er läßt in der *Braut von Messina* den *Chor* sprechen:

„Die fremden Eroberer kommen und gehen;

Wir gehorchen, aber wir bleiben stehen.“

Auch die *Knechte* der *Kelten* — sie waren *zahlreich* — blieben *vielfach* im *Land*, das ihre *Vorfahren* lange vor den *Kelten* *besiedelt* hatten; und *solche „Kelten“*, aber *nur solche*, gibt es *ganz gewiß* in der *Fränkischen Schweiz* noch *heute*; es ist zum *größeren Teil* jener *untergesetzte, rundköpfige, dunkelhaarige Menschenschlag*, der als ein *Rassenbestandteil* des *heutigen*

deutschen Volkes und mehrerer anderer Völker wohlbekannt ist, der Homo Alpinus der Anthropologen, heute auch „ostischer“ Mensch genannt — zum kleineren Teil mögen diese „Kelten“ auch schon aus Menschen der binarischen Rasse, des hochwüchsigen, kurzköpfigen, braunen Menschen- schlags bestanden haben, der z. B. im unteren Wiesenthal eine Rolle spielt und den Ehr. B e d gelegentlich so beschrieb: „Gestalten von sehr hohem Wuchs . . . , vorwiegend brünett, haben schwarze Augen und etwas dunkle Hautfarbe, weichen von dem brünetten (d. i. ostischen, D. B.) Typ aber insofern ab, als sie kein breites, sondern ein schmales Gesicht mit hoher und gewölbter Stirn und leicht gebogener Nase haben; der Schädel geht mehr gerade in die Höhe, der Hinterkopf ist wenig entwickelt.“

Für die ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt ist, wie für das übrige Süddeutschland bis zur Donau, eine „germanische“ Zeit anzusehen, und für unser Gebiet kommen ehestens die Hermunduren in Betracht, deren R e i c h zur Zeit des Tacitus (also um 100 nach Christus) bis zur Donau reichte; aber sichere Spuren für eine Besiedlung der Fränkischen Schweiz durch sie liegen bis jetzt nicht vor. Erst für das 6. und die folgenden Jahrhunderte sehen wir klarer. Es ist, zunächst stammlich betrachtet, für diese Zeit eine dreifache Besiedlung festzustellen: eine w e n d i s c h e (slawische), eine b a y e r i s c h e und eine f r ä n k i s c h e; die beiden ersten liegen zeitlich wohl etwas früher als die dritte. Es schoben sich, vom 6. Jahrhundert an, Bayern (Baiwaren) vom Süden und Südosten her, Slawen (die „Koin- und Kadanzwinidi“) von Osten und Nordosten her in das Gebiet vor; die fränkische Besiedlung erfolgte natürlich von Westen. Die b a y e r i s c h e Besiedlung des Pegnitztales und seiner nächsten Umgebungen hat Ehr. Bed in seiner Schrift „Die Ortsnamen des Pegnitztales usw.“ mit Einzelheiten, denen wir nicht immer folgen werden, zu beweisen gesucht; in der Hauptsache ist aber das Ergebnis schon richtig. Der bayerische „Ring“ um den Südosten des Gebietes wird durch die beiden Angelpunkte B a y r e u t h (1194 Baierrute, „Rodung der Bayern“) und B a i e r s d o r f bei Forchheim (Peiersvorhabe 1062, Föhrenbach des Bayern) sehr einleuchtend gekennzeichnet. Auch die Form „ohe“ (= ahe, Wasser) ist bayerisch, und so verrät u. a. das Fläßchen Fichten o h e (Nebenfluß der Pegnitz) diesen Stamm. Daß bayerische Siedler selbst bis ins untere Wiesenthal vorgedrungen sind, scheint mir nicht nur aus dem zweiten Namen der Ehrenburg, „Walberla“ (St. Walburg, einer ausgesprochen bayerischen Heiligen), sondern auch daraus hervorzugehen, daß in der Gegend dort eine bayerische Eigentümlichkeit der Mundart noch vorkommt, nämlich die ganz unfränkische Abstosung der Bildungsilbe „ge“ im Mittelwort der Vergangenheit: „Ih hob's broch“ (statt gebrochen); so sagen ja auch die Rürnbergcr, deren Mundart oberpfälzisch bedingt ist.

Unweit von Bayreuth, der Reute der Bayern, liegt aber C r e u z e n, und damit ist die nordöstliche s l a w i s c h e Besiedlung schon gekennzeichnet; denn das Crusni castellum war ursprünglich eine slawische Festung, das Wort bedeutet „Rundwall“ (kruzni). Und wenn wir auch hier einen „Ring“ feststellen wollen, so wäre das andere Ende im Westen sehr schön durch S c h e z l i z (Schehazelizo, Sicelios) bezeichnet. Aber auch dazwischen und von Norden her ins Gebiet der Fränkischen Schweiz hinein finden sich slawische Namen, wenn auch lange nicht alles slawisch ist,

was die Slavomanie früherer Zeiten hier gefunden zu haben glaubte; doch Leuchaz (Tuchenze 1288), Zwerniß (Zwernze 1161, so hieß früher „Sanzpareil“, vgl. Siegelhöfer-Deu., Die Ortsnamen des ehemaligen Fürstentums Bayreuth), Traimiesel (Tragamusil 1137) u. a. sind ohne Zweifel slawisch. Im Osten schoben sich, wie das Beispiel Bayreuth-Ereufen zeigt, bairische und wendische Siedlungen zwischen einander.

Welche rassistischen Eigentümlichkeiten brachten nun diese Bayern im Süden, diese Wenden im Norden in die fränkische Schweiz? Die Bayern vorwiegend, jedoch schon lange nicht mehr ausschließlich, die Eigentümlichkeiten der Germanen, also der nordischen Rasse; und die Slawen? — Hier sind ähnlich unrichtige Vorstellungen wie über die „Kelten“ verbreitet. Man spricht von „slawischer Rasse“ und viele stellen sich die Slawen als dunkelhaarige Menschen vor, im Gegensatz zu den blonden Germanen. Das ist alles falsch oder schief. Die *Urslawen*, deren körperliche Überreste wir in Gräbern besonders Ostdeutschlands gefunden haben, waren ein den Germanen und Kelten nahe verwandtes nordisches Volk, langköpfig, blond, hochwüchsig; falls in der heutigen Bevölkerung noch der eine oder andere Nachkomme dieser Urslawen leben sollte, könnte ihn kaum irgend jemand rassistisch von einem „Germanen“ oder „Kelten“ unterscheiden; es müßte denn sein, daß einer ein so feines anthropologisches Gefühl hätte, daß er ihn an der Gaumenase erkenne, deren Ansätze so viele altslawische Schädel aus medlenburgischen Gräbern zeigen. Was wir heute meist als „slawisch“ empfinden — das breite Obergesicht, den stämmigen Körperbau — das ist nicht urslawisch, das sind die Merkmale einer zweiten Rasse, mit denen sich die Urslawen frühzeitig vermischt, der sogenannten „ostbaltischen“ Rasse, die wir von Finnland über Estland und Livland bis tief hinein nach Rußland beobachten und die heute blutmäßig einen sehr großen Teil der Russen ausmacht. Diese blonde — strohblonde, nicht gelockte — Rasse ist es, die heute als „slawisch“ empfunden wird, und diese allerdings ist durch die Rhein- und Neckarwunden nach Oberfranken und in die fränkische Schweiz verpflanzt worden; auf sie geht meist der niedrige Gesichtsbau (Längen-Breitenverhältnis des Gesichtes) der oberfränkischen Blondlinge zurück. An der Spitze mancher Slawensiedlung unserer Gegend mag ein echter, nordischer Wende gestanden haben, seine Knechte waren meist ostbaltisch; Herren und Knechte sprachen „slawisch“. Zuweilen mag unter den Knechten dieser Slawen schon auch ein richtiger mongoloider Kerl gewesen sein, mit stark vortretenden Hochbeinen, flächigem Gesicht und den durch die „Mongolenfalte“ hervorgerufenen Schlitzaugen.

Wir sehen nun schon, mit welchem Rassengemisch wir in der *Sauptische* in unserem Gebiet zu rechnen haben: von der „Keltenzeit“ her mit den braunen Rundköpfen, dem ostlichen Menschen, von der „Slawenzeit“ mit den blonden „Quadratköpfen“, dem ostbaltischen Menschen — von beiden Zeiten, vielleicht schon von früher her mit Einsprengungen der hochwüchsig, kurzschädelligen dinarischen Rasse; und von der „Frankenzeit“ her mit der nordischen Rasse, die einerseits von den Bayern, andererseits aber von den Franken herbeigeführt wurde.

Denn eine fränkische Besiedlung und Durchdringung des Gebietes von Westen her sowie die Eingliederung in das Herzogtum Ostfranken

gibt volles Recht, heute von einer „fränkischen“ Schweiz zu reden, und jeder andere Stammesname wäre hier ganz undenkbar. Sollen zunächst ein paar Namen angeführt werden, die — wie Windischschletten für die Wenden und Bayreuth für die Bayern — eben für die Franken zeugen, so seien Frankenhag B.-A. Bayreuth (1404 Frankenhof), Frankenberg B.-A. Dichtensfels (1358 Frandenberg), Frankendorf B.-A. Bamberg (1093 Frandendorff) genannt. Diese Namen zeugen zugleich für das Vorhandensein einer vorfränkischen Bevölkerung, von der die Franken zunächst als Stammesfremd empfunden wurden. Aber es sind auch die echten „Heim“-Orte des westlichen Vorlandes und diese ganz besonders als fränkisch anzusehen: Buttenheim (1118 Butenheim), Eggolsheim (914 Eggolfesheim), Forchheim (805 Foracheim, Forcheim); ferner zahlreiche Namen auf „dorf“ und „statt“ (Guzendorf, Ebermannstadt) und überhaupt Ortsnamen, die in ihrem ersten Bestandteil, wie oben schon Buttenheim, Eggolsheim, Guzendorf, Ebermannstadt die Namen fränkischer Edelfreier zeigen: Budo, Eggolf, Guzo, Ebermar, und die jene älteste fränkische Siedlungsschicht (dies gilt für ganz Ostfranken!) bekunden, welche unter der Führung angesehenen Männer erfolgte, aus denen sich die Grundherren entwickelt haben. Dies war die eine Art fränkischer Durchdringung des Gebietes, die rein „kolonialisatorische“, bodenwirtschaftliche; ebenso bedeutsam ist aber für unser Gebiet eine zweite, die „fortifikatorische“. Der Jura war Grenzland gegen die Slawen, und damit sind hier nicht mehr die friedlich eingerückten, allgemach der Germanisierung verfallenden Wenden gemeint, sondern die in ihrem Rücken sitzenden Tschachen, die bei den Deutschen als Feinde und Unruhestifter mit Recht galten. Die Lage wird überaus hell beleuchtet, wenn in einer Urkunde vom Jahre 1008 (vgl. Ziegelhöfer-Deh, Die Ortsnamen des ehemaligen Hochstifts Bamberg) der heutige Ort Königsfeld auf dem Jura „Chungeshoven in montanis contra Boemiam“ genannt wird: auf dem Gebürg gegen Böhmen. Daher die Sperrforts der Fränkischen Schweiz, die zahlreichen Burgen auf steiler Felsenhöf, von einer kindlichen Auffassung als „Raubritterburgen“ immer noch angesehen, in Wirklichkeit von weltlichen und geistlichen Großen (Babenerger, Markgrafen von Schweinfurt, Schlüsselfelder, Meranier; Bischöfe von Bamberg) gebaut oder übernommen und mit Edelfreien (Kuffz) oder Ministerialen, d. i. Dienstmannen (Knecht) besetzt, die natürlich auch Grundherren in der Umgegend sein oder werden konnten. Viktor Scheffel hat sehr klar erkannt, worauf es hier ankam: Ein Schloß auf jeden Stein, in jedes Schloß ein (fränkischer) Krieger; hier also ein Bodo (Bottenstein), dort ein Egilolf (Egloffstein) und hier ein Gozwin (Göwcinstein).

Es sind darum — wie ich an anderer Stelle schon ausführen durfte (W. G.-A. 13. 8. 30) — wahrhaft köstliche Zusammenfassungen der Landschaftsgeschichte, wenn als Symbol der Führerschaft hoch und hehr ein solches Adelschloß weit über den ganzen „Ritterlanton“ emporragt — die Grafsburg der Fränkischen Schweiz, Gößweinstein, und wenn andererseits droben auf der Hohenmirsberger Platte der stattliche Ort Hohenmirsberg in seinem Namen von dem fränkischen Grundherren Munirich erzählt (Munrichospurg ca. 1136), der gleiche Name, der auch dem allfränkischen Ort Münnerstadt (Munrichesstat)

zugrunde liegt. Aber man begnüge sich hier nicht mit dem Namen: man besuche den Ort Hohenmitsberg und erkenne das geschichtliche Dasein fränkischen Volkstums an der Grenze des Grenzgebiets, an einer Stelle, von wo bis zum Tal der bairarischen „Nichtenohe“ nur anderthalb Wegstunden sind und wir in drei Wegstunden Entfernung das slawische Kreuzen ahnen. „Deutlicher als in anderen Orten“ — so schrieb ich an der angegebenen Stelle — „lassen viele Gehöfte hier die musterhafte Lufeisenanlage fränkischer Bauernhöfe erkennen. Steht man vor der Kirche, so erfreut den Blick der massige, 4 Stöckwerk hohe, aus dem bodenständigen Eisensandstein gebaute Turm, der uns an den urfränkischen Turm von Eggolsheim gemahnt. Und drinnen — da steht ja an der Wand des Chores in Stein gehauen der fränkische Heilige Sankt Martinus, dem die Kirche geweiht ist, und über dem Hochaltar bezeugt Jesus Christus selbst die berühmte Tat des Heiligen mit dem feierlichen Wort: „Martinus adhuc catechumenus hac veste me contexit“. Aus der herrlichen Wallfahrtskirche zu Gößweinstein wird der gläubige Mensch mit neugekräftem religiösem Gefühl, der Kunstverständige mit ästhetischer Bereicherung herausgehen. Die bescheidene Bergkirche von Hohenmitsberg wird der Freund des fränkischen Volkstums mit stolzen, von grauem Altertum genährten Empfindungen verlassen.“

So lassen wir es denn bei der Fränkischen Schweiz und bei der fränkischen Schweiz. Was hier über alle Rassen- und Volkstümer den zusammenschließenden Sieg davongetragen hat, ist überaus deutlich erkennbar. Und es ist auch gar nicht wahr, daß in früheren Zeiten kein fränkisches Bewußtsein in diesen Gegenden gelebt habe, weil man, wie Ehr. Bed in der genannten Schrift meint, als Franken nur Unterfranken verstanden habe. Gerade Ehr. Bed schildert in seinem Aufsatz „Der Wonseser Humanist in seinen Beziehungen zu Franken“ (Frankenland 1914 S. 127 ff.) den überaus bemerkenswerten Frankenstolz dieses Sohnes der Fränkischen Schweiz, Friedrich Taubmann, der 1565 in Wonses bei Hollfeld geboren wurde und jede Gelegenheit benutzte, sich als Franken zu bezeichnen und seine Franken zu loben, z. B. so:

„Francus ego Francos miror amoque meos
Atque etiam laudo . . .“

„Selber ein Franke, bewundre und liebe ich meine Franken und lobe sie auch.“ Und wie freute ich mich, als ich drunten im Rätnerland, in der Bamberger Stadt Wolfsberg, wo einst die bischöflichen Bisdome residierten, an einem hübschen Bürgerhaus die Inschrift las: „Lorenz Schnepf Patria Stapphelsteinus Ostrofrancus ex honesta familia Reipubl. Et piis parentibus natus Rev.^{mi} Epi. Bambergens. A Secretis Consiliarius hanc domum reedificavit anno salutis MDLVIII.“ „Lorenz Schnepf aus Staffelsheim, ein Ostfranke, Sohn einer ehrenwerten Familie des Staates und frommer Eltern Kind, des Hochachtungswürdigen Bischofs von Bamberg Geheimrat, hat dieses Haus wieder aufgebaut im Jahre des Heils 1558.“ Man sieht, daß Weber Friedrich Taubmann noch Lorenz Schnepf erst von Schaffel hätten lernen brauchen, daß man bei einem Besuch des „Gebürgs“ ins Land der Franken fahren müsse.

„Gib mir, o Mädchen, die Hände und gehe zur Seite,
 Folge mir kühnlich, mein Mädchen, wohin ich dich leite,
 Laß uns die Rippen zum Knoten der Wonne verschürzen ...“
 Rein, ich fürchte mich, Knabe, wir möchten da stürzen.

Rah ist die Tiefe; sie dräuet den Schritten, zu munter;
 Knabe, was gäb' es, wenn dorten wir glitten hinunter,
 Wenn wir zu Falle da kämen, verwegenes Wübchen? ...“
 „Ei, dann erständen wir wieder, mein liebliches Liebchen!“

Und schon sind sie geglitten die Klippen hinunter;
 Run da strudelt's ein wenig. — Dann wallen sie munter
 Reinlich und schmutz in die Wiese und freudig zu Walde:
 Liebe und Jugend erstehen vom Falle gar balde.

Die Wallfahrtskirche zu Gößweinstein

Von Hochschulprofessor Dr. Heinrich Mayer

Dort, wo die Fränkische Schweiz ihre großartigsten und ihre intimsten Naturschönheiten entfaltet, steht auch jener Bau, der weitaus das wichtigste und schönste Baudenkmal dieses ganzen Gebietes ist, die Wallfahrtskirche von Gößweinstein.

Die alte Burg, eine Gründung des Grafen Gogwin, ist die Lebenszelle, aus der Gößweinstein entstanden ist. Im Kerne noch alt, vielfach verändert, stark verfallen und aus dem Verfall wieder erstanden, ragt sie von schwindelnder Höhe in die Gründe des Biesentales. Der herrliche Blick aus der Tiefe, der einst Richard Wagner begeistert und ihn zur Vorstellung der Gralsburg mit angeregt hat, ist leider neuestens durch den Bau einer Eisenbahnlinie entstellt und geschändet.

Aber unberührt ragt die Burg. Hinter ihr, auf der Höhe des Jura-plateaus, an den Burgfelsen angeschmiegt, liegt der reizende Markt Gößweinstein. Harmonisch stimmen hier menschliche Siedelungen und Naturgebäude zusammen. Letztere sind dort oben bei aller Romantik und wilder Zerrissenheit nicht drohend, sondern lieblich und feinteilig: wechselnde Felsgruppen bilden verschiedene größere und kleinere Täler, phantastische Bäder wechseln mit grün umkleideten Höhen ab. Kleinen Formates ist auch die Burg, die trotzdem bedeutend wirkt, und klein sind all die älteren und neueren Giebelhäuser der Ortschaft. Groß sind nur die Ausblide, die sich von höheren Stellen aus bieten, und groß ist die Kirche, fast übergroß für die dort oben herrschenden kleinen Maßstäbe, aber nicht störend, weil ihr Umfang zum Sinnbild ihrer geistigen Bedeutung wird. Man denkt

*) Der Wasserfall am Zusammenfluß des Bienen- und Affelb., bei der Toosmühle. Immermann besaß die 1837 Franken und die Fränkische Schweiz; dasartige Gedicht schrieb er von Gernsd aus.